

Der Glückshort.

Roman von H. von Klipphausen.

(12. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Ich — ich unterjuchte nur die Sachen jenes Knaben, der beim Direktor ist. Ich bin nämlich ein Geheimpolizist, und man vermutet ihn im Besitz einer Waffe, welche seiner Zeit gestohlen wurde."

"So?" sagte der Stallknecht ungläubig, "und da kommt Ihr so heimlich hier in den Stall, um die Sachen zu durchsuchen? Das will mir nicht gefallen; ich werde es dem Herrn Direktor mitteilen."

"Nicht doch," wehrte Williams hastig, "ich komme schon allein zurecht. Der Dolch ist auch gar nicht hier."

"So wird wohl alles erlogen gewesen sein," entgegnete der Bereiter und griff langsam nach seiner Stallpeitsche, die am Nagel hing, "und ich möchte Euch nur raten, sobald als möglich Euch hier aus dem Stalle zu entfernen, sonst werde ich Euch hier mit dieser Peitsche bekannt machen. Habt Ihr mich verstanden?"

"Ja doch, aber ich muß Sie ersuchen, mein Herr, etwas höflicher mit mir umzugehen!"

"Dazu liegt meines Wissens gar keine Veranlassung vor. Also eins, zwei — wenn ich drei zähle, müssen Sie verschwunden sein, sonst lockert sich hier meine Hand. Verstehen Sie mich?"

Der angebliche Geheimpolizist entfernte sich denn auch in unglaublich kurzer Zeit. Knirschend vor Wut vernahm er noch das Hohnlachen des Bereiters hinter sich, dann drückte er sich vorsichtig hinter den Zirkus und wartete den Schluß der Vorstellung ab. —

Robert hatte, als er nach dem Schluß der Vorstellung die beiden Herren zum Direktor gehen sah, sich heimlich in dessen Vorzimmer geschlichen und von dort aus die ganze Unterredung mit angehört. Er bebte wie Espenlaub, als ihm der ganze Zusammenhang klar wurde. Jener Herr mit dem dunkelblonden Warte und den ernsten

Augen war Gretchens Oheim? Er verlangte sie zurück als Kind seiner Schwester? Frohlockend vernahm der Knabe Morands bestimmte Antwort, daß er sein Töchterchen niemals von sich lassen werde. Im Innern fühlte er etwas wie heißen Groll gegen den Grafen, der solches Verlangen äußern konnte. Nein, sein Pflegegeschwisterchen, welches so kühn und sicher ritt, sollte bei ihnen

Gestalt sichtlich herein, in der Hand eine kleine, trübe brennende Laterne. Einen Moment horchte er nach den Atemzügen des jungen Schlafers hin, dann trat er lautlos bis an dessen Lager.

Halt, hier unterm Pfuhl schaute ein Päckchen vor, das mußte der Dolch sein! Aber wie dazu gelangen?

Eine Weile überlegte er, dann kniete er nieder und begann das Paket ganz leise herborzugziehen. Robert schlief ruhig weiter, und schon schloß die nächtliche Dieb Hoffnung, sein Werk unbehelligt vollziehen zu können, als mit einem Male der Schläfer die Augen aufschlug und mit einem Satz in die Höhe sprang.

"Was geht hier vor?" schrie er entsetzt. "Wer sind Sie denn, und was tun Sie da?"

"Bleibe ruhig liegen, mein Junge," flüsterte Williams, "ich habe hier etwas verloren."

"Machen Sie sogleich, daß Sie fortkommen!" wiederholte Robert zornig. "Sie suchen den Dolch? Nun, dann weiß ich auch, wer sich hier einschleicht. Vater, Du bist es?"

Mit einem unterdrückten Aufschrei der Wut stürzte sich Williams jetzt auf sein Kind und versuchte, ihm die Kehle zuzuhalten, doch wie ein Mal entschlüpfte ihm der Knabe, ergriff das Päckchen und zog die Waffe daraus hervor.

"Noch einen Moment, und ich stoße zu. Du weißt, der Dolch ist vergiftet!"

Wütend packte Williams Robert an der Schulter und schüttelte ihn wie ein Blatt Papier. Da drehte sich der Knabe plötzlich um und stach den Vater mit der Waffe in das Handgelenk. Dieser

stöhnte dumpf auf, ließ den Arm herabgleiten, taumelte und fiel dann nieder. Fünf Minuten später war der letzte Atemzug seiner Brust entflohen und nur ein winziges Tröpfchen Blut klebte an der Stelle, die der Dolch behrirt hatte.

In den Straßen der Weltstadt New York herrschte ein reges Leben und Treiben; Wagen, Reiter, Fußgänger drängten einander ununter-

Das größte Mietshaus der Welt.



Das zwölftstöckige Belnord-Apartment House in New York,

welches das Straßengeviert zwischen der 86. und 87. Straße, dem Broadway und der Amsterdam Ave. einnimmt und soeben vollendet worden ist, gilt als das größte Wohnhaus der Welt. Das Haus ist 117 m lang, 67 m breit und 50 m hoch. Es enthält in den 12 Stockwerken, die sich über dem für Außen eingerichteten Erdgeschoß befinden, 175 Wohnungen von je 9-12 Zimmern. Die ersten beiden Stockwerke bestehen aus grauen Indiana-Kalkstein, und die übrigen aus gelben Ziegeln mit Verzierungen aus Terracotta. Im Innern befindet sich ein 80 m langer und 33 m breiter Hofraum mit Rasenflächen und Spielplätzen für Kinder. Jede Wohnung ist 17 m tief und reicht von der Straße bis nach der Hofseite. Da der Hofraum breiter ist als die Straße, so erhalten die nach hinten liegenden Zimmer mehr Luft. Demzufolge liegen die Schlafzimmer an der Hofseite, die Wohnräume an der Straße. Unterhalb des Hofraumes befindet sich ein gewölbter Raum, der mit Oberlicht versehen ist und zur Abkühlung aller für die Bewohner bestimmten Waren dient. Von der 87. Straße aus führen große Vogenlütten zu einer Fabrikstraße, welche in diesen unterirdischen Hof geht. Es versteht sich von selbst, daß das Gebäude die allermodernsten Einrichtungen enthält und allen denkbaren Komfort bietet. Die Kosten des Baues betrugen 12 Millionen Mark.

bleiben und nicht die angebotene Fürstenkrone tragen. Jetzt konnte er sich ruhig niederlegen, denn der geliebten kleinen Gefährtin drohte kein Unheil mehr. Und so hatte er denn bald darauf die Kleider von sich geworfen, das Päckchen mit dem Dolch unter dem Kopfkissen verborgen, und dann war der Schlaf sogleich über ihn gekommen mit all der wohlthuenden Nacht der Jugend.

Eine Viertelstunde später ward leise, ganz leise die Tür geöffnet und Williams verhüllte

brochen vornwärts. Schreien, Rufen und Pfeifen tönte von allen Seiten.

Ein etwa am Ende der Vierziger stehender Herr in eleganter Toilette schlenderte den Broadway entlang. Sein Gang war etwas schwanke und verriet den Rückenmäcker, sein Blick schaute finster in die Ferne, und unsanft hob sein Ellenbogen alles beiseite, was ihm den Weg beengte.

„Ich muß doch sehr bitten, mein Herr, sich etwas mehr vorzusehen und nicht nach Sozialistenmanier jeden friedlichen Spaziergänger mit Rippenstößen zu bedecken.“ Klang plötzlich eine sonore Männerstimme an das Ohr des Hypochonders, und als er aufschaute, stand ein südländisch gebräunter Herr mit erstem, schönem Antlitz vor ihm, dessen Blick fest und unwillig auf ihn gerichtet war.

„Ah, ich bitte um Entschuldigung, es war ohne Absicht geschehen,“ entgegnete nachlässig der erstere; „man muß fortwährend ausweichen.“

„Dafür befindet man sich auch in der Weltstadt,“ unterbrach ihn der andere; „ich bin in mancher Großstadt gewesen, habe aber niemals die Manier gefunden, statt auszuweichen, die Mißpassanten vom Trottoir herunterzustößen.“

„Weichen Sie selbst aus, dann wird Ihnen das Letztere nicht passieren,“ lachte der Rückenmäcker bitter; „es kommt immer darauf an, wie man sich selbst benimmt.“

„Mein Benehmen werde ich mir nicht von einem andern vorschreiben lassen,“ entgegnete scharf der Fremde; „im übrigen bin ich zu jeder Benützung, die Sie vielleicht wünschen könnten, jegleich bereit. Mein Name ist Graf Freienberg.“

Der andere taumelte entsetzt zurück, dann drehte er sich um und schritt davon, so rasch es seine Füße gestatten wollten. Sein elend aussehendes Gesicht hatte einen Ausdruck der Angst angenommen, seine Lippen preßten sich übereinander, und als an der nächsten Straßenecke ein junger Mann von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren zu ihm stieß, fuhr er denselben auf rauhe Art an: „Sie hier, Williams? Um diese Zeit ist doch Probe, besonders wenn am Abend Benefizvorstellung stattfindet.“

„Es ist ja nicht die meinige, und ich bin völlig firm in meinen Künsten,“ meinte der junge Mann ruhig, „ich suchte eigentlich Sie, Herr Direktor, in einer ernstlichen Angelegenheit.“

„Was zum Teufel, Williams, können Sie von mir wollen? Haben Sie sich mit Gretchen veruneinigt?“

„Nein, aber dennoch ist Fräulein Morand die Ursache meines Verkommens.“

„Nun? Hat Gretchen Sie irgendwie beleidigt?“

„Auch das nicht! Herr Direktor, Sie wissen, daß ich das Fräulein liebe, schon seit all den Jahren, nun aber verlangt es mich zu wissen, ob sie diese Liebe erwidert und die meine werden möchte. Wollten Sie die Güte haben und ein Wort für mich und meine Bewerbung bei ihr einlegen?“

„Ich zwinge mein Kind nicht zu irgend einer Heirat. Sie kann frei und nach dem eigenen Herzen wählen.“

„Das weiß ich und glaube es gern, aber vielleicht fragen Sie das Fräulein gelegentlich, ob ich irgendwie Aussicht hätte, einst von ihr erhört zu werden.“

„Weshalb brauchen Sie einen Dolmetscher Ihrer Gefühle, mein Vetter, und sprechen nicht selbst mit ihr?“

„Fräulein Gretchen ist mir bisher immer auszuweichen, und ich habe nicht den Mut, mir persönlich einen Korb zu holen.“

„Das tut mir leid! Für Feigheit habe ich niemals eine Entschuldigung.“

Robert Williams biß sich auf die Lippen und wurde sehr bleich, aber er entgegnete kein Wort, sondern schritt schweigend an Morands Seite dahin. Jetzt trat derselbe in ein Bierlokal ein, und der junge Künstler folgte ihm wie ein Schatten.

„Wer war der fremde Herr, mit dem Sie vorhin sprachen?“ fragte er endlich zerstreut.

„Ich kannte ihn nicht,“ entgegnete Morand heftig. „Was geht es Sie übrigens an, Williams, mit wem ich rede?“

„Nun, nun, eine harmlose Frage ist wohl erlaubt, Herr Direktor. Wenn Sie erlauben, so trinke ich ein Glas Bier in ihrer Gesellschaft?“

„Ich kann Sie daran nicht hindern, mein Vetter.“

Auch durch diese frostige Bemerkung ließ sich Robert nicht abbrechen, sondern nahm ruhig Platz neben ihm. Eine Stunde modte so vergangen sein, da erhob sich der junge Kunstretter und sagte freundlich mahnend zu dem Direktor: „Nun wollen wir aber heimgehen, es wird hohe Zeit. Fräulein Gretchen wird schon mit dem Essen warten.“

„Mein Kind ist so erzogen, daß es ruhig so lange wartet, bis ihr Vater wiederkommt, und mir schmeckt eben dieses Bier. Kellner, noch zwei Gläser, aber rasch, ich bin so durstig.“

Er lachte schon etwas und lehnte sich, nachdem er noch hastig die zwei Gläser heruntergestürzt hatte, schwer auf Roberts Arm.

„Wir wollen doch fahren, Herr Morand,“ meinte Robert freundlich, „die Wohnung ist sehr entgegen, und außerdem fürchte ich, daß es regnen könnte.“

„Ja, fahren, wir wollen fahren,“ lachte Morand, „und wenn wir dem Grafen Freienberg begegnen sollten, dann fahren wir ihn in tausend kleine Splitter, denn ich hasse ihn wie die Sünde. Hören Sie, Williams, ich hasse ihn —“

„Rasch in den Wagen, Herr Morand!“ beschwichtigte der junge Mann die laute Rede des Betrunknen, „es hat schon gedonnert.“

Und so rollte der Wagen dahin. Morand lehnte in der Ecke und lang halblaut vor sich hin, Robert starrte ernst in die Ferne, bis sie endlich eine Viertelstunde darauf vor dem Hause des Direktors hielten. Gretchens blondes Köpfchen erschien am Fenster, prallte jedoch entsetzt zurück, als sie den Vater taumelnd aussteigen sah.

Die Vorstellung im „Goldenen Zirkus“, der Name des Direktors wurde gar nicht genannt, sollte heute eine besonders prunkvolle werden, denn es war das Benefiz seiner Tochter Donna Margarita, welche in kürzester Zeit der besondere Liebling des Publikums geworden war. Sie war aber auch eine besonders liebende Erscheinung, wenn sie auf dem schlanken Mappen in die Manege einritt und sich holdselig lächelnd dabei nach allen Seiten verneigte. Das Fräulein ritt nur Schule und mitunter in einer der glänzend ausgestatteten Pantomimen, aber sie produzierte sich niemals als Springerin.

Graf Freienberg, der den Abend in Gesellschaft eines besreudeten Marinekapitäns zubrachte, schien ganz besonders neugierig auf die Produktion im Jonglieren und Messerwerfen, welche die Vorstellung eröffnete.

„Ich habe derartige Leistungen in Indien so vorzüglich gesehen, daß ich sehr gespannt bin, hier einen Vergleich anstellen zu können. Daß ein junger Mann sich diese schwierige Kunst aus-gewählt hat, finde ich sehr erntaunlich, muß aber gestehen, daß ich etwas skeptisch bin, ob er derselben auch gewachsen ist.“

Robert Williams trat auf in goldfunkelnder Rüstung und verneigte sich tief vor dem Publikum. Die Blicke der Damen hingen mit Wohlgefallen an seiner hochgewachsenen eleganten Figur und dem bräunlichen hübschen Antlitz, dem der kleine Schnurrbart vortrefflich stand. Und nun begann er seine Kunst. Vom Rücken des dahinsagenden Pferdes warf er seinen Dolch durch die auseinandergehaltenen Hände eines andern Jünglings hindurch ins Zentrum einer Scheibe und zwar so vorzüglich und elegant, daß das Publikum in lautes Bravo ausbrach.

„Schön, schön, ganz vortrefflich!“ murmelte der Graf vor sich hin. „Aber, mein Himmel, bin ich denn nicht bei Besinnung oder — weshalb kommt mir jener Dolch so bekannt vor? Es wird doch nicht meine eigene Waffe sein, nach der ich seit zwanzig Jahren gesucht? Torheit! Es kann ja nicht der Fall sein! Wie käme dieser junge Mensch auch dazu, unser Erbstück zu besitzen?“

Aber er blickte dennoch wie verzaubert dem Jongleur zu, und als dieser nun im eleganten Laufe kreuzweis zwischen Gieren den Dolch wechselweise fortwarf und wieder auffing, da empfand er immer stärker und schmerzlicher die Gewißheit: „Es ist unser Familienstück, der Dolch, den ich so lange gesucht habe, und den Hedwig damals bei ihrer Flucht mitnahm.“

Wie verzaubert starrte er auf die altentworfene Waffe; er hörte nicht einmal, wenn sein Begleiter ihn ansprach, und er erwachte erst aus seiner Erstarrung, als Robert unter brausendem Beifall der Menge die Manege verließ.

Und nun begann die Musik einen rauschenden Marsch zu spielen, eine Menge höchst elegant gekleideter Stallmeister stellte sich auf mit breiten Sprungbetten in Händen, die sie alle sehr hoch hielten. Die Manege ward geöffnet und herein galoppierte unter brausendem, nicht enden wollendem Jubelschrei der Menge die Benefiziantin Donna Margarita.

„Von Scheitel bis zur Sohle eine vornehme Dame!“ flüsterte der Begleiter Freienbergs diesem zu. „Ich mache mir nichts aus schönen Kunstretterinnen, aber für diese schöne Dame ließ ich mir heute noch den Kopf abschlagen. Sehen Sie diese vornehme Sicherheit der Haltung, diese tadellose Zügelführung und dabei diese Ruhe und den Ernst, womit sie den Beifall der Zuschauer hinnimmt. Jede andere würde halb verdröh vor Stolz und Eitelkeit.“

Still und regungslos saß Graf Freienberg auf seinem Platze; alle Farbe war aus seinem Antlitz gewichen, und er starrte mit zusammengepreßten Lippen auf die schöne Reiterin, welche ihr Pferd mit großer Sicherheit im spanischen Tritt vorführte. War es denn möglich? Hedwig, wie sie lebte und lebte, stand vor ihm in all ihrer Lieblichkeit und Anmut. Jahr um Jahr ruhte sie im Grabe, und nun mit einem Male lebte sie in der Tochter von neuem auf. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust, um die Mundwinkel zuckte es schmerzlich, und all der finstere Groll, den er einst gegen die tote Gehegt, schwand mit einem Male. Es drängte ihn, ihr Kind in die Arme zu nehmen und mit innigen Küßen all die Schulden zu sühnen, die er in unbeugsamer Härte einst auf sie geladen. Aber wie? Durfte er denn das? Seine junge Dame dort im Sattel war ihm ja eine völlig Fremde, und ihr Vater würde ihn wohl ohne weiteres hinaus befördert haben, wenn er Verwandtschaftsrechte beansprucht hätte.

Nun slog die Künstlerin über die hochgehaltenen Sprungbetten herein und heraus aus der Manege, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken; nur die Farbe ihrer Wangen ward tiefer, und die roten Lippen preßten sich fester aufeinander. In dem Augenblick slog ein duftender Rosenstrauch zu Füßen des Pferdes. Albrecht's Begleiter hatte ihn geworfen und flüsterte ihm ganz erregt zu: „Ob sie ihn aufnehmen wird? Ich könnte für dies herrliche Weib durchs Feuer gehen. Jedenfalls mache ich beim Direktor Besuch, um sie kennen zu lernen. Sie produziert sich übrigens noch zweimal, einmal im Jeu de rose und in der Schlußpantomime.“

„Die Dame reitet vorzüglich,“ entgegnete Freienberg mit eigentlichem belegter Stimme; „sie ist doch jedenfalls eine Deutsche? Ich glaube, daß ich ihre Mutter gefannt habe!“

„Ach, gewiß eine romantische Geschichte?“ meinte der Kapitän lachend. „Ja, ja, Sie sind auch ganz still geworden; ich glaub's wohl, wenn die Mutter der Tochter gleich —“

„Wie ein Ei dem andern! Ich habe ihre Mutter sehr geliebt.“

Das frivole Scherzwort erstarb dem Offizier auf der Zunge, er schaute teilnehmend in das zuckende Antlitz des Grafen und schüttelte ihm dann die Hand.

„Nichts für ungut, Herr Graf, ich ahnte nicht, daß ich es mit einer wahren, tiefen Liebe zu tun hatte, daß meine Worte eine tiefe Wunde aufgerissen.“

„Sie irren sich, Kapitän, Fräulein Margarete Morands Mutter war meine nächste Verwandte; Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen — es war meine Schwester, die ich verließ!“

Eine tiefe Stille entstand. Der Kapitän schaute mit erhöhter Teilnahme den Kameraden an. Er wußte nicht, was er sagen sollte, nur den Händedruck erneute er mit doppelter Wärme. „Armer Graf! Und nun?“

„Meine Schwester ist tot, ich kann die Schuld nicht fühlen!“ entgegnete tonlos der Mann und eine schimmernde Träne rann in feinen Bart.

„Die Künstlerin soll verlobt sein mit jenem Jongleur, der vorhin so unvergleichlich die Messer warf. Er heißt Robert Sullivan, nennt sich aber Williams.“

„Ich glaube es wohl! Schon vor zwölf Jahren sah ich sie beide auf ungefatteltem Pferde sich produzieren.“

„Und Sie haben keinerlei Verbindung mit der jungen Dame?“ forschte der Kapitän nochmals.

„Nein, und ich will auch nicht,“ wehrte der Graf. „Freilich, es gibt einen Punkt, über den ich Aufklärung haben möchte, aber ich würde nie sagen, daß ich ihr Dheim bin.“

„Sind Sie noch immer unverföhlich?“

„Nein, aber Louis Morand würde es sein. Er hängt mit abgöttischer Zärtlichkeit an seiner Tochter.“

„Morgen lasse ich mich bei der Probe dem Direktor vorstellen. Soll ich Sie dann auch einführen, Graf Freienberg?“

„Nein,“ rief dieser hastig. „Lassen Sie mich allein meinen Weg gehen, ich darf nicht in ihre Nähe kommen. Wer weiß, es gäbe sonst ein Unglück.“

Der Kapitän verstand den Sinn dieser Worte nicht. Er glaubte, Freienberg wolle ein Zusammenreffen mit Robert vermeiden, um nicht dessen Eiferlucht herauszufordern. In der glänzenden Schlupfantomine ritt Robert nochmals mit, und jetzt befestigte sich bei dem Grafen die Ueberzeugung, daß es sein langvermißter Dolch sei, mit dem der junge Künstler herumagierete. Morgen schon mußte er Gewißheit haben und zwar durch Margarete, Roberts Braut! —

„Wo wohnt Direktor Morand?“ fragte Freienberg am nächsten Morgen, und man bezeichnete ihm eine Villa in dem vornehmsten Stadtwiertel. Ungejäumt bestieg der Graf einen Wagen und fuhr hin. Ein reich gallonierter Neger empfing ihn und erwiderte auf die Frage, ob Fräulein Morand wohl zu sprechen wäre, sehr zuvorkommend: „Gewiß, Mademoiselle ist im Salon. Mit wem habe ich die Ehre?“

Der Graf reichte seine Visitenkarte, und der Diener verschwand, um gleich darauf wiederzukommen mit der cherbietigen Bemerkung: „Das Fräulein läßt sehr bitten!“

Die Räume, welche Graf Abrecht durchschritt, waren aufs reichste eingerichtet und zeigten einen vortrefflichen Geschmack. In dem hintersten Boudoir erwartete Margarete Morand den Besucher, ohne zu ahnen, mit welchen Gefühlen er vor sie trat. Sie trug eine einfache und doch mit feinstem Geschmack gewählte Toilette von grauem Stoff, deren Garnitur von schwarzem Samt vorzüglich zu den blonden Haaren paßte. Eine frische Rose steckte am Gürtel. Grazios verneigte sich das schöne Mädchen und fragte verbindlich lächelnd: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Herr Graf? Es ist solche Freude, einen deutschen Landsmann hier bei uns begrüßen zu dürfen!“

„Momentan, meine Gnädigste, komme ich direkt aus Bagamoho von der Schußtruppe.“

„Daher also Ihr gebräunter Teint? Ich dachte, Sie hätten die Prärien oder Pampas bereist.“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich bin nur auf der Durchreise nach Deutschland in New York.“

„Und gefällt Ihnen diese Kleinstadt?“

„Ja und nein, meine Gnädigste. Dies ruhelose Treiben und Hasten ist mir unsympathisch, doch bewundere ich mit aufrichtigem Staunen all diese Riesenpaläste und Wunderbauten.“

„Ich möchte nicht für immer hier leben,“ meinte Margarete kopfschüttelnd; „wir bleiben nur zwei Monate hier. Zum Herbst hat Papa in München ein Engagement angenommen. Er soll dort einen eigenen Zirkus errichten.“

„Und Ihr Beruf gefällt Ihnen, mein Fräulein?“

„Ja, ich reite leidenschaftlich gern, und da es dem Papa soviel Freude bereitet, ist es auch für mich der liebste Beruf.“

„Sie sind keine einzige Tochter?“

„Nawohl, meine Mutter starb, als ich noch ein ganz kleines Kind und Papa Sängler war. Er verlor später die Stimme und ging zum Zirkus über, so daß ich schon mit sechs Jahren reiten lernte. Aber es ist sehr unrecht, sich mit derlei Reminiscenzen aufzuhalten, Herr Graf. Wollten Sie mir nun sagen, was Sie wünschten?“

„Ich — ach ja — ich hätte ein Anliegen. Gestern abend, mein gnädiges Fräulein, wohnte ich der glänzenden Vorstellung im Zirkus bei und hatte Gelegenheit nicht allein ihr vorzügliches Reiten zu bewundern, sondern auch Herrn Williams als Jongleur anzustaunen.“

„Ach ja, den guten Robert! Er ist in seinem Fach sehr geschickt. Nun — und?“

„Er vollführte seine Kunststücke mit einem Dolch, der für mich große Anziehungskraft besaß.“

„Den schönen Damaszenerdolch meinen Sie? Den hat er von seinem Vater mitbekommen, wie er sagt.“

„Wer war der Vater und wie kam er in den Besitz jener Waffe, die ein fast geheiligtes Familienerbe unseres Hauses ausmachte?“ forschte der Graf, dessen Stimme sich leidenschaftlich erhob.

„O, mein Fräulein, Sie wissen nicht, was für Kummer und Tränen an jenem Dolche hängen!“

„Er ist Ihnen also sehr wertvoll?“ forschte das schöne Mädchen voll Interesse. „Robert wird gewiß nicht ahnen, daß er einst Ihr Eigentum war.“

„Nein, das ahnt er nicht, auch nicht, wer diese Waffe einst meinem Vater entwendet hat.“

„Wer hat es getan?“

„Fragen Sie mich nicht, Fräulein Morand! Ich meine, Sie haben keine oder doch nur eine sehr undeutliche Erinnerung von jener Persönlichkeit; zudem berührt es Familienangelegenheiten, die zu vergessen ich mir selbst mein Wort gab.“

„Und, Herr Graf, verzeihen Sie noch eine Frage meinerseits: Weshalb kommen Sie gerade zu mir mit diesem Anliegen? Sollte es nicht vielleicht besser sein, sich direkt an Mr. Williams zu wenden?“

„Man sagte mir, und ich bitte um Vergebung, wenn ich indiskret werde, Sie, gnädiges Fräulein, seien die Braut des genannten Herrn.“

Margarete erröte bei diesen Worten des Fremden; ein starker Unwille ergriff sie, als sie hörte, was man sich von ihr erzählte, dann aber beherrschte sie sich zugleich und entgegnete ruhig, ihre Linde Abrecht hinhaltend: „Sie sehen, daß ich keinen Verlobungsring trage und daß dieses Gerücht nur leeres Geklatsch ist. Mr. Williams ist Pappas rechte Hand im Geschäft, und daher mag sich die Ansicht gebildet haben, daß er wohl einst seine Tochter heiraten werde. Aber ich weiß noch nichts davon.“

Und sie hob vornehm abweisend das schöne Haupt, so daß Graf Abrechts Auge bewundernd an ihrem reizenden Gesichtchen hing. Sie erglühte

dunkel unter diesem Blick und senkte das Köpfchen.

„Nichts für ungut, Fräulein Morand,“ antwortete Abrecht, und ein Ausdruck von Genugtuung überzog seine Züge; „jedenfalls aber würde eine Unterstützung Ihrerseits vielleicht besseren Erfolg haben als das höchste Anerbieten von Gold durch mich, den völlig Fremden. Und so bitte ich Sie recht dringend, erweisen Sie mir den großen Gefallen, mit dem betreffenden Herrn über meine Dolchangelegenheit zu sprechen! Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie für mich etwas auswirken könnten.“

„Von Herzen gern, Herr Graf!“ entgegnete Margarete unbefangen herzlich und reichte ihm ihre kleine Hand, die er tiefbewegt, beinahe ehrfurchtsvoll an die Lippen zog. „Sobald ich eine Antwort habe, ob ja oder so, sollen Sie davon unterrichtet werden.“

„Es müßte bald geschehen, meine Gnädigste, ich wollte schon heute abend abreisen.“

„Nun gut, ich verspreche Ihnen im Laufe des Nachmittags Bescheid. Robert — das heißt Mr. Williams,“ verbeistete sie sich erröthend, „ist augenblicklich nicht hier, aber sobald er kommt, will ich ihn fragen.“

„Ich werde Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet sein, mein Fräulein. Gestatten Sie mir nur noch die eine Frage: Haben Sie Ihre Mutter gefannt?“

„Nein,“ erwiderte Margarete erstaunt, „aber man sagt mir, ich solle ihr sehr ähnlich sehen.“

„Ja, sehr ähnlich,“ rief Freienberg leidenschaftlich, „ich habe Ihre Mutter gefannt, mein Fräulein, und als ich Sie sah, ging's mir wie ein Schwertstich durch die Seele. Sie sind ihr getreues Ebenbild; ich habe Sie einzig und allein an der Ähnlichkeit erkannt. Gott segne Sie, Margarete, und vergeben Sie einem einsamen, ältlichen Manne, daß er sich zu Ihnen drängte. Um der Toten willen, vergeben Sie!“

Tief erschüttert drückte er einen Kuß auf ihre lebende Hand und eilte dann ungesäumt zum Zimmer hinaus. Beinahe hätte er Mr. Williams ungerannt, der von draußen kam und gleichfalls in das Zimmer eintrat.

„Wer war das, Fräulein Gretchen?“ fragte er finster. „Sie hatten Herrenbesuch?“

„— der eigentlich Ihnen galt, Robert,“ entgegnete sie etwas gezwungen lachend. „Es war ein Graf Freienberg, der sich erkundigen wollte, ob Sie ihm nicht Ihren Dolch verkaufen möchten. Er sei ein Erbtöckel, das ihm einst abhanden gekommen sei, und welches er um jeden Preis wieder zu besitzen wünsche. Sie können ihm bedeutende Summen nennen, er will sie bezahlen.“

„Es fällt mir nun und nimmermehr ein!“ brach Sullivan los. „Der Dolch ist mein Eigentum, und der Herr Graf mag sehen, wie er zu seinem angeblichen Eigentume kommt. Ich gebe die Waffe nicht heraus.“

„Auch nicht, wenn ich Sie darum bitte, Robert?“

Verwundert schaute der junge Jongleur das Mädchen an, dessen Blick so freundlich bat, und dessen Stimme so hold und mild erklang.

„Welche Veranlassung haben Sie denn, für den Fremden zu bitten, Gretchen?“ fragte er so scharf, daß ihr das Blut in die Schläfen stieg und ihr Trotz erwachte.

„Das ist meine Sache,“ wies sie den Fragenden hart ab; „was ich tue, kümmert niemanden sonst, höchstens den Vater.“

„Und Sie glauben, er würde erfreut sein, wenn er wüßte, daß Sie mit Graf Freienberg bekannt geworden sind?“

„Wer ist denn der Graf eigentlich, daß Sie vor ihm wie vor dem Gottseibeiuns zurückschrecken?“ rief Gretchen gereizt. „Ich habe ihn heute zum ersten Male im Leben gesehen und hatte durchaus keinen Grund, ihn unsöflich abzuweisen.“

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanisches und mexikanisches Salz.

Von Kultur-Ingenieur B. Ahmuth, Afrika.

Kochsalz (Chlornatrium) wird im gewöhnlichen Leben schlechtweg Salz genannt. Es dient als Würze der Speisen, ist aber weniger ein Genussmittel, als ein notwendiger Bestandteil der menschlichen Nahrung. Bei allen Völkern der Erde und seit den urältesten Zeiten ist der Gebrauch des Salzes beobachtet worden. Besonders diejenigen Völker, welche vorwiegend von Pflanzkost leben, haben das Salz als Zusatz zu ihren Speisen nötig. Aber auch Völker mit vorwiegend animalischer Ernährung lieben es, ihren Speisen Salz beizufügen. Diese Sitte beruht, wenn auch unbewußt, auf einer physiologischen Notwendigkeit, da das Chlornatrium bei der Stoffaufnahme und Verdauung im menschlichen Körper unerlässlich ist. Es beeinflusst die Diffusionsvorgänge im Organismus, indem es die Bewegung der Flüssigkeitsmassen befördert. An der Zellenbildung sowohl, als auch bei der Lieferung der Salzsäure des Magensaftes und des Natriums der Galle ist es durch Vergabe der notwendigen Grundstoffe beteiligt. Man hat berechnet, daß der menschliche Körper jährlich 16 Pfund Salz gebraucht. Infolge der Bedeutung des Salzes für die menschliche Ernährung liegt die Frage nahe, auf welche Weise die Völker im Innern Afrikas, also unter den primitiven Verkehrs- und Kulturverhältnissen, ihren Bedarf an Kochsalz decken. Bei der Beantwortung dieser Frage wird man zunächst von den Fundorten auszugehen, dann die Arten der Salzgewinnung zu beschreiben und schließlich den Transport des Salzes, sowie seine Bewertung im Handel zu betrachten haben.

Das Salz findet sich auf der ganzen Erde unter den verschiedensten Verhältnissen, in der Luft, im Wasser, in den Gesteinen und im Erdreich. Sein spezifisches Gewicht beträgt 1,204, es verdampft bei Weißglut bei 776 Grad C. Bei 12 Grad C. lösen 100 Teile Wasser 39 Teile Salz auf. Salz besteht aus regulären, farblosen, selten tiefblauen, manchmal durch Eisen rot und gelb gefärbten Kristallen. Es kommt in ziemlich bedeutender Korngröße vor und ist dann meistens wasserklar. Das mechanisch eingeschlossene Wasser verflüchtigt sich beim Erhitzen und verursacht das Knistern des Salzes. Die Steinsalzlagerstätten, die sich in allen geologischen Perioden bis zur Jetztzeit gebildet haben, enthalten hauptsächlich Kochsalz. Man unterscheidet geschichtete und ungeschichtete Bildungen. Die ersteren, aus Jahresringen oder Wädersalz bestehend, sind Abfälle der vom Weltmeer eingeschichteten Bunkten. Das Wasser ist im Laufe der Zeit verdunstet und dem verminderten Wassergehalt entsprechend, sind die Ablagerungen entstanden, Hunderte von Quadratmeilen oft bedeckend. Die ungeschichteten Bildungen in dem von Salzadern durchzogenen Gipsstein entsprechen den Salzpfannen der Wüsten. Die salzreichen Wüsten- und Steppenflüsse münden in Seen von mehr oder minder großer Ausdehnung. Ihre Lösung wird immer konzentrierter, bis schließlich alles Wasser verdunstet ist. In Afrika wird die Verdunstung infolge der Armut der Luft an Wasserdampf begünstigt. Es finden

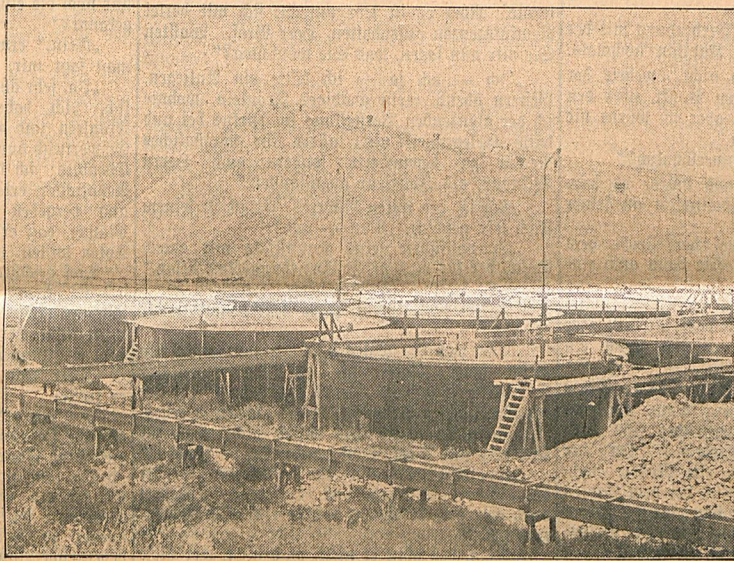
sich dort viele Salzpfannen, Salzseen und salzhaltige Flüsse. Man ist der Meinung, daß das häufige Vorkommen des Salzes in den afrikanischen Flüssen und Bächen darauf zurückzuführen ist, daß in vielen Gebieten alljährlich das Gras abgebrannt wird und sich die Grasaesche dem Wasser beimengt. Ich halte diese Meinung für irrig. Der Salzgehalt des Wassers ist vielfach viel zu groß, um eine solche Erklärung zuzulassen. Diese Flüsse und Bäche müssen salzhaltige Schichten und Lager berühren, welche dem Wasser das Salz geben. Uebersteigt der Gehalt des Wassers an anorganischen Salzen 1 Gramm pro Liter, so ist das Wasser zu Veriehlungs-zwecken nicht mehr geeignet. Es ist daher notwendig, bei Veriehlungsanlagen den Salzgehalt des Wassers zunächst zu untersuchen.

Die europäische Salzgewinnung geschieht in regelrechtem Bergwerksbetrieb durch Beförderung des festen Steinsalzes zu Tage. Das Salz wird zur Sole aufgelöst. In Pfannen wird dann das Wasser verdunstet und das zurückbleibende Salz in Mühlen zermahlen. Die natürlichen Solen sind meistens nicht sofort siedewürdig. Sie

Dieses Auffüllen des Salzwassers wird so lange wiederholt, bis sich eine genügend dicke Salzschiebt gebildet hat, welche entfernt und notdürftig gereinigt wird. In den sogenannten Lagunen werden durch die herrschenden Landwinde die in den Buchten des Meeres vorhandenen Meeresswasser schnell ausgetrocknet und unter Mitwirkung der intensiven Sonnenstrahlen bedeckt sich die ganze Fläche mit einer weißen Salzkruite, die sich besonders in den Nebenläufen des Bodens stärker anammelt. Dieses rohe Natur Salz wird von den Küstenbewohnern und in den Salzhitzen für den Handel nach dem Innern aufbewahrt. Da die Salzgewinnungsorte sehr weit auseinanderliegen, und auch die Küste Salz nach dem Innern liefert, so sind weite Karawanentransporte erforderlich. Das Salz wird in kugelförmigen, mit Bastgeflecht umwickelten Lasten zu je 40 Pfund verpackt. Der durchschnittliche Preis einer solchen Last ist nach unserem Gelde 3,50 Mark, das Pfund also etwa 9 Pfennig. Der Preis steigert sich wesentlich, je mehr man nach dem Innern kommt, bis zu 25 Pfennig pro Pfund.

Das Salz bildet unter den primitivsten Verhältnissen des afrikanischen Innern einen bedeutenden Handelsartikel. Es wird sogar als Zahlungsmittel benutzt, ein Beweis für seine hohe Bewertung. Auf vielen Karawanenzügen wird es bis in die entferntesten Teile des dunklen Erdteils gebracht, als ein notwendiges Bedürfnis selbst der rohesten Völker. In der Notwendigkeit der Befriedigung dieses Bedürfnisses liegen die Ursachen der ersten Anfänge des Handels und der Kultur. Bei der Betrachtung der afrikanischen und mexikanischen Salzgewinnung wird man wieder auf dieselben Tatsachen stoßen, welche man bei fast allen Vergleichen europäischer und afrikanischer Verhältnisse beobachtet. Wir sehen die großen, natürlichen Vorteile der afrikanischen Welt, welche sich diesen unkultivierten Völkern verschwenderisch darbietet. Das geringe Maß von Mühe und Arbeit für die Befriedigung der Bedürfnisse der afrikanischen und auch mexikanischen Bevölkerung ist

Die Gewinnung von mexikanischem Salz.



Der Salzabladepplatz mit Kristallisationsbehältern.

werden durch Zusatz von Steinsalz oder Gradierung bis zum Sättigungspunkt (16 Proz.) bereichert oder, wie man sagt, 16 löstig gemacht. Die Gradierung geschieht in sogenannten Gradierwerken oder Gradierhäusern. Sie bestehen aus 10 Meter hohen und etwa 500 Meter langen Balkengerüsten, welche im Innern mit Schwarzdornbündeln ausgelegt sind. Die Breiiteite ist der Richtung der vorherrschenden Winde zugewandt. Aus dem Troge der Gradierwand tropft die Sole von Dorn zu Dorn, das Wasser verdunstet, der schwerlösliche Gips scheidet sich als Dornstein aus und die angereicherte Sole wird in dem Solkasten gesammelt. Die Verdampfung des Wassers der siedewürdigen Sole geschieht in offenen Pfannen oder geschlossenen Kesseln. Bei lebhaftem Feuer bildet sich als feines Pulver das Tafelsalz, bei langsamem Feuer das Grobsalz. Die Salzgewinnung in Afrika geschieht meistens durch die Benutzung des salzhaltigen Wassers. Die Salzpfannen werden nur wenig zur Salzgewinnung ausgenutzt. Das salzhaltige Wasser der Bäche, Flüsse und Seen wird in Tongefäße oder sonstige Behälter, in Gruben oder andere flachgeleitete Flächen gefüllt. Die intensiven Strahlen der Sonne verziehen sehr bald den Wassergehalt, und die Salzkruste setzen sich als Kruste nieder.

eine Folge dieses natürlichen Reichtums. Unter den mannigfaltigsten Bedingungen können wir immer dieselbe Beobachtung anstellen. Bei der Bildung und Veranlagung des Charakters der afrikanischen Völker hat dies geringe Maß der notwendigen Arbeit sicherlich eine große Rolle gespielt. Viele dieser Völker haben vorzügliche geistige Anlagen, eine leichte Auffassung und scharfe Beobachtungsgabe. Ihre Mängel bestehen in ihrer Unbeständigkeit bei der Arbeit, dem mangelnden Eifer bei der Ueberwindung von Widerständen und in ihrer Unkenntnis einer ernstern, nachhaltigen Tätigkeit.

In diesen mangelhaften Eigenschaften liegen die Ursachen der geringen kulturellen Entwicklung dieser Völker. Für unsere gegenwärtige koloniale Arbeit bilden sie das größte Hindernis. Ihre Befreiung wird eine erzieherische Tat ersten Ranges darstellen, würdig den Aufgaben einer großen Nation.

Sinnpruch.

Jch weiß, daß das Gedächtnis noch einmal so gut ist, wenn ihm das Herz ein wenig nachhilt.
Lessing.

Zwei Frauen.

Erzählung von H. Wahlenberg.

Deutsch von F. Helmly.

(2. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Das Vater hatte ihren Ruf gehört und kam schnell mit gerungelter Stirn den Gartenweg entlang. Wahrscheinlich hatte er einen Teil ihres Gesprächs gehört.

„Was machen Sie da, Fräulein Tony,“ sagte er. „Sie wissen doch, daß es lebensgefährlich ist, auf die Mauer zu klettern. Kommen Sie gleich herunter!“

Tony drehte sich um und wiegte sich auf dem losen Stein auf dieselbe Art, wie man ein Boot in schaukelnde Bewegung setzt.

„Ich bin ja so leicht,“ sagte sie, indem sie ihm lächelnd in das finstere Gesicht blickte. „Ich wiege nur 104 Pfund.“

„Kommen Sie augenblicklich herab!“

„Ja, ich komme schon. Ich will nur dort die Maiblumen pflücken.“

Mutig ging sie weiter, legte sich auf die Knie und streckte die Hand nach den Blumen aus.

„Haben Sie den Verstand verloren?“ rief Lindenberg, indem er nach einem sicheren Steine suchte, auf welchem er zu ihr hinaufgelangen konnte.

Sie hatte die Blumen schon gepflückt.

„D, wie reizend find sie! Eins, zwei, drei! Nun komme ich!“ Damit sprang sie mit einem Satz von der hohen Mauer und fiel in einen Haufen zusammengewachsenes Laub, in welchem sie mehrere Minuten lachend und rotwangig sitzen blieb, ihre Blumen triumphierend in die Höhe haltend.

Dann sprang sie auf und lief zu Alfred.

„Haben Sie sich wirklich meine wegen geängstigt, Herr Lindenberg?“ fragte sie schmeichelnd.

Er vermochte nicht gleich zu antworten, weil er nicht wußte, wie er ihre Frage auffassen sollte. War es Neckeri, affektierte Kindlichkeit, oder sollte es sie wirklich freuen, wenn sie hörte, daß er ihr wegen etwas unruhig gewesen sei.

„Es hätte ein schlimmes Ende nehmen können,“ sagte er ausweichend.

Sie lachte.

„D nein. Mir geschieht nie etwas Schlimmes. Man hat mir prophezeit, daß ich sehr alt und sehr glücklich werden würde.“

„Sie sollten nicht zu übermütig sein, Fräulein. Alle Prophezeiungen gehen nicht in Erfüllung und schon Ihres Bräutigams wegen dürfen Sie nicht wieder so waghalsig sein.“

Er sprach ernsthaft und versuchte böse auszuweisen. In ihren Augen aber leuchtete ein Schelm, der ihn zuletzt entwassniete. Gegen seinen Willen mußte er lächeln.

„D, ich bin ja noch nicht verheiratet!“ sagte sie. Damit lief sie schnell fort, von den beiden lärmenden Kindern gefolgt, mit denen sie auf die kindlichste Weise ein Spiel begann. Als Lindenberg sie so über Haie und durch die Wege hüpfen, über Hecken springen und sich grazios wie ein Käzchen im Gebüsch verdrücken sah, dachte er, ob das Gerücht ihr doch wohl nicht unrecht getan habe. Sie war wohl nur ein Kind, welches keine Lust hat, erwachsen zu sein.

Als auf dem Mittagstische ein Glas mit den eroberten Maiblumen in seiner Nähe stand, fiel ihm zum erstenmale die Schönheit dieser weißen Blumentelche auf, die er sonst nie recht beachtet hatte.

4. Kapitel.

Tony war im Mai nach Dornburg gekommen und im Juni hatte sie beinahe schon den ganzen Umgangskreis der Familie kennen gelernt. Sie hatte mit Helene zusammen Besuche gemacht und war zu den Gesellschaften eingeladen worden, an denen Lindbergs teilnahmen. Nur bei Höfens,

deren Gut in der Nähe lag, war sie noch nicht gewesen. Frau Höfen, die sonst ein so häufiger Gast auf Dornburg war, hatte während dieser ganzen Zeit nichts von sich hören lassen; Helene besuchte sie gleichfalls nicht, da sie meinte, es nicht ohne Tony tun zu können und andererseits nicht wußte, ob diese Frau Höfen willkommen sein würde.

Sie hatte einige Male die Rede auf Mathilde Höfen gebracht, um zu sehen, ob die Antipathie zwischen den beiden Damen gegenseitig sei. Das war aber keineswegs der Fall.

Tony mochte Tilda Oßers, wie sie Frau Höfen mit ihrem Mädchennamen nannte, sehr gern.

Sie zählte drei Jahre mehr als Tony und sie waren deshalb in der Schule nicht in dieselbe Klasse gegangen, aber sie hatten doch viel miteinander verkehrt, weil Tilda eine gute Freundin von Tonys Schwestern gewesen war. Tony fand Tilda sehr nett und lebhaft. Sie freute sich darauf, sie hier wieder zu treffen und erwartete viel Vergnügen von dem Verkehr in ihrem Hause.

Die Abneigung war also ausschließlich auf Frau Höfens Seite, und je länger sie mit ihrem Besuche zögerte, desto deutlicher zeigte sie den Grund ihres Zögerns. Nachdem Frau Mathilde ihre Absicht klar genug an den Tag gelegt zu haben glaubte, erschien sie eines Vormittags in ihrem kleinen eleganten Korbwagen bei ihren Freunden in Dornburg.

Sie hatte Glück. Nicht allein Helene, sondern auch Alfred war zu Hause. Er war eben vom Werke gekommen und sie traf ihn auf dem Hofe, so daß er gezwungen war, sie ins Haus zu geleiten. Einen Augenblick später saßen sie alle drei in lebhafter Unterhaltung auf bequemen Korbstühlen in der Veranda.

Bald stand ein Präzienterbrett mit Erfrischungen vor ihnen, und erst als Helene diese herunreichte, fiel ihr ein, daß sie ganz vergesslen hatte, Tony rufen zu lassen.

„Ach, da fällt mir eben ein, wir müssen Tony sagen lassen, daß Mathilde hier ist,“ sagte sie.

„Marie!“

Frau Höfen legte schnell die Hand auf Mathildens Arm.

„D nein, laß es! Können wir nicht noch einen Augenblick unter uns bleiben und erst in Ruhe über sie sprechen?“ flüsterte sie, um nicht von dem Stubenmädchen gehört zu werden, welches umgekehrt war und wartend an der Tür stand.

Helene sah etwas zweifelsaft aus. Ihr gefiel der Vorschlag nicht und noch weniger der Ton, in welchem er gemacht war. Glücklicherweise hatte sie nicht nötig zu antworten.

„Fräulein Berg ist nicht zu Hause,“ sagte Alfred. „Ich sah sie mit den Kindern ausgehen. Es ist gut, Sie können gehen, Marie!“

Marie ging hinaus und jetzt redete Frau Höfen frei von der Leber weg.

Sie stellte ihre Fragen, als ob sie sicher wäre, daß ihr jetzt verschiedene Enthüllungen gemacht würden, und sie tat sehr erstaunt, als diese ausblieben und man im Gegenteil versicherte, daß die junge Dame, von der sie spräche, sehr nett und lebenswürdig wäre. Nun, Lindbergs waren natürlich zu zerkühlend, um die Wahrheit gerade heraus zu sagen. Alfred konnte ja in seiner Eigenschaft als Mann überhaupt nicht misachtend von einer Dame sprechen. Es war gewiß trotzdem allerlei zu berichten. Frau Höfen gab sich nicht damit zufrieden, daß Lindbergs anscheinend nicht mit der Sprache heraus wollten. Sie wandte und drehte ihre Fragen, als ob sie ein gerichtsliches Verhör abhielte und rückte ihnen immer näher auf die Klinge, als plötzlich schnelle Schritte im Gartenzimmer ertönten und Tony in der Türöffnung erschien.

Vor Freude errötend, eilte sie auf ihre alte Freundin zu.

„Guten Tag, Tilda,“ sagte sie vertraulich, während ihr hübsches, frisches Gesicht von der aufrichtigsten Freude über das Wiedersehen mit der

Freundin ihrer Kindheit strahlte. „Ich kam eben zu Hause und hörte, eine Dame wäre gekommen, und da dachte ich mir gleich, daß Du es sein müßtest. O, wie freue ich mich darüber.“

Sie streckte ihre Hand zu einem herzlichen Händedruck aus, aber Frau Höfen blieb ruhig sitzen, neigte den Kopf etwas und reichte ihr einige Finger auf so förmliche Weise, daß Tony stumm und erstaunt stehen blieb, als hätte sie eine kalte Douche bekommen.

„Nun, wie geht es?“ fragte Frau Höfen nach einer Pause.

„Danke, gut.“

„Und wie befinden sich die Schwestern?“

„Danke, auch gut.“

Sie hatte sich zurückgezogen und stützte sich an einen der Verandapfeiler, vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben aus der Fassung gebracht.

„Ich habe gehört, daß Du Dich verlobt hast. Darf ich gratulieren? Wie heißt doch der Bräutigam? Kaufmann Löwenberg — nein, Lönnberg, nicht wahr?“

„Lönnroth.“

Tony ärgerte sich über sich selbst, daß sie so höflich antwortete. Sie konnte aber nicht anders, obwohl sie sich jedesmal vor Zorn über ihre höfliche Antwort auf die Lippen biß.

„Ja, richtig, Lönnroth, — jetzt erinnere ich mich,“ fuhr Frau Höfen fort. „Ich glaube aber, Du wärest schon längst verlobt, Tony — mit einem andern. Du hattest ja die Wahl zwischen so vielen Andern.“

Tony wurde sonst nicht so leicht verlegen, aber jetzt errödete sie über das ganze Gesicht. Nun ging ihr aber auch ein Licht auf. War es vielleicht Frau Höfen, welcher sie den kühlen Empfang in Dornburg zu verdanken hatte? Sollte sie vielleicht schlecht von ihr gesprochen haben. Sie! Sie! Ja, sie war auch die Rechte!

Aber trotzdem mußte sie Frau Tildes Fragen beantworten. Sie wußte selbst kaum, was sie murmelte. Aber sie hatte keine Zeit, sich zu sammeln und eine scharfe Antwort zu geben, denn ehe sie soweit kam, meinte Frau Höfen, daß sie dem unbedeutenden Gaste des Hauses genug Zeit gewidmet habe. Sie wandte sich wieder Herrn und Frau Lindenberg zu und begann eine Unterhaltung über Dinge, die Tony vollständig fremd waren. Diese stand ratlos an ihrem Pfeiler und wußte nicht, ob sie gehen oder bleiben sollte. Ehe sie aber einen Entschluß fassen konnte, stand Frau Höfen auf und verabschiedete sich. Sie lachte und plauderte, während sie ihren Schleier umband, küßte Helene auf beide Wangen, schüttelte Alfreds Hand eine halbe Minute und bat sie dringend, bald nach ihrem Gut zu kommen.

Dann räumte sie nach der Tür, aber auf halbem Wege erinnerte sie sich Tonys und gab ihr die Hand.

„Adieu! Adieu! Wenn du Vergnügen daran findest, so begleite Lindbergs zu uns.“

Helene und Alfred begleiteten ihren Gast hinaus, aber Tony blieb stehen. Als sie die Gesellschaft die Treppe hinabgehen hörte, sagte sie mit beiden Händen die Schleife ihres Gürtels und zerriß sie in tausend Stücke. Wenn Frau Höfen bei ihrer Abfahrt nach der Veranda hinaufgelehen hätte, würde sie einem Paar so haßerfüllter funkelnder Augen begegnet sein, daß sie dadurch jedenfalls erschreckt oder doch nachdenklich gemacht worden wäre. Als Alfred und Helene zurückkamen, war Tony gegangen. Beim Mittagessen war sie beinahe schon und Helenes kleine Freundlichkeiten vermochten sie nicht zu ermuntern. Sie sagte dieselben jetzt als einen Ausdruck des Mitleids auf und sie vergrößerten nur das Gefühl der von ihr erlittenen tiefen Kränkung und Demütigung.

Als die Kinder das Zimmer verlassen hatten und die Erwachsenen beim Kaffee saßen, wurde Tony noch gezwungener. Plötzlich gab Lindenberg einem ausgelassenen Einfall nach, mit dem er schon längere Zeit gekämpft hatte. Als er neben Frau Höfens Wagen gestanden, hatte er zufällig

nach der Veranda hinaufgeblitz und Tonys blitzende Augen gesehen. Jetzt wollte er versuchen, ob er sie dahin bringen konnte, auf dieselbe Weise zu blicken.

„Es war schade, daß Frau Höfen nicht zum Mittagessen bei uns blieb,“ sagte er. „Dann hätten Sie sich in aller Gemütlichkeit mit ihr über alle Freunde und Bekannte unterhalten können, Fräulein Tony.“

„Ja, es war schade,“ antwortete sie. Ich hätte ihr so viele Grüße bestellen können. Es ist gar nicht lange her, daß ich Dr. Blank traf, der bei uns zu Mittag aß. Sie verstand es immer so gut zu arrangieren, daß sie ihn auf dem Hausflur traf, wenn sie meine Schwester Tina nach den Schularbeiten fragte, und das geschah täglich um die Zeit, wenn Dr. Blank forsting. Ihre Tante, die Brot in der Stadt zum Verkaufe herumträgt, sah ich auch noch in den Tagen vor meiner Abreise. Dann hätte ich sie auch von ihren Stiefkindern, den Kindern aus ihres Mannes erster Ehe, grüßen können. Die Tochter war Kinderfräulein bei Bekannten von mir, aber sie war so unbrauchbar und unordentlich, daß man sie fortzuschicken mußte. Der älteste Bruder war Lehrling bei Schiffsreederei Strömer, in dessen Kontor mein Bruder angestellt ist, aber er wurde fortgejagt, weil er die Kasse bestohlen hatte. Sa wir haben gemeinsame Bekannte, von denen wir miteinander sprechen können — sie und ich.“

Eine peinliche Pause trat ein. Lindenberg's Worte hatten eine größere Wirkung gehabt, als er vermutet hatte.

Es wurde ganz still, bis Tony plötzlich auf eine so unachtame Weise aufstand, daß sie ihre Kaffeetasse umstieß. Schnell und ohne ein Wort zu sagen verließ sie ihr Zimmer.

„Weshalb fängst du auch mit ihr von Mathilde an?“ jagte Helene etwas vorwurfsvoll.

„Ja, es war dumm von mir,“ erwiderte er zerstreut.

Während Helene fortfuhr, von dem Geschehen zu sprechen, ging er auf und nieder. Er dachte am meisten an Höfens Verhältnisse. Wie traurig war das doch mit den Kindern.

5. Kapitel.

Einige Wochen nach diesem Besuche saßen Helene und Tony mit ihren Handarbeiten unter der großen Linde, als ein Diener in Livree durch die Allee kam und sich den Damen näherte.

Es war ein Bote von Nothenau, dem Höfenschen Gute, der Helene einen Brief übergab, auf den er die Antwort mitbringen sollte. Als sie den Umschlag geöffnet und den Brief gelesen hatte, sah sie zuerst etwas zweifelhaft aus, aber dann sagte sie einen Entschluß.

„Bestellen Sie unsern Gruß und Dank,“ sagte sie dann. „Ich glaube nicht, daß wir verhindert sein werden. Bis jetzt sind wir es wenigstens nicht.“

Der Diener ging und die Damen saßen wieder allein. Tony wartete darauf, daß Helene etwas

sagen sollte, aber da diese in ihrem Schweigen verharrte, begann sie:

„War es die Einladung nach Nothenau?“

„Ja.“

„Für dich und deinen Mann?“

„Ja, Mathilde schreibt, daß sie dich zu ihrem Bedauern nicht mit einladen kann, weil wir dann gerade dreizehn bei Tisch sind.“

Tony schweig.

„Es ist dir doch wohl nicht unangenehm?“

„O Gott bewahre. Sie hat ja einen ausgezeichneten Grund, mich nicht mit zu bitten.“

Darauf antwortete sie kein Wort mehr auf alles, was Helene zur Verteidigung ihrer Freundin Mathilde anführte.

Wenn Tony schwieg, so geschah es aber nicht aus dem Grunde, weil sie nichts zu sagen wollte. Ihr Kopf wurde von bitteren Gedanken durchflutet, und scharfe Worte brannten auf ihrer Zunge. Sie meinte auch, Lindenberg's wären mit im Komplotte gegen sie, sie glaubte, der Gegenstand allgemeiner Geringschätzung zu sein und vermutete, daß Frau Höfen sie deshalb so zu behandeln wagte, wie es der Fall war.

Während des ganzen Tages war sie traurig und in sich gefehrt und als sie abends in ihr Zimmer ging, konnte sie sich nicht entschliefen, ihr Lager aufzuzünden. Sie öffnete das Fenster, setzte sich auf das Fensterbrett und blickte in die Finsternis hinaus. Sie hatte ein Gefühl, als möchte sie ertrinken. Sie erblickte jetzt in jeder Kleinigkeit eine Kränkung.

Aber sie sollten nur warten. Es kam schon noch eine Gelegenheit, wo sie ihnen allen zeigen konnte, daß sie kein Wesen war, welches man ungestraft mit Füßen treten konnte. Das Blut brannte in ihren Adern und sie empfand wahre Sehnsucht nach etwas, das sie vernichten und zermalmen konnte.

Da fiel ihr Blick zufällig auf eine kleine Pistole, die Erich gehärtet und die bei ihr liegen geblieben war, als sie und Erich zuletzt nach der Scheibe geschossen hatten. Es war ein recht unpassendes Spielzeug für ein Kind von Erich's Alter. Die Federpfeile mit der Eisenspitze, welche als Projektil gebraucht wurden, konnten großen Schaden anrichten, wenn die kleine Schußwaffe in verkehrte Hände geriet.

Sie nahm die Pistole, spielte einen Augenblick damit und wünschte, es wäre ein Revolver, ohne sich klar zu machen, was sie damit tun wollte. Dann steckte sie einen Pfeil hinein und zielte auf den großen Apfelbaum vor ihrem Fenster.

Es waren noch einige Blüten daran, sie konnte ihre zarten, weißen Blätter in der Dunkelheit erkennen. Wenn sie die herunterschöß oder wenn sie das Fenster des Lusthauses zerschmetterte? Jrgend etwas mußte sie als Surrogat der Rache ausüben, wenn sie keinen Krampf in den Fingern bekommen wollte. Das würde lindern und fühlen! Apfelblüten und Lusthausfenster? Aber das Geräusch! Die Diensthöten schliefen gewiß schon den festen Schlaf derjenigen, die schwere Körperliche

Arbeit zu verrichten haben. Lindenberg's Zimmer lag aber gleich dem ihrigen nach dem Garten hinaus. Wenn er noch auf war und las, mußte er den Schuß hören.

Einen Augenblick bedachte sie sich. Dann aber wurde sie noch durch die Möglichkeit angepornt, daß der Hausherr sie vielleicht hören würde. Warum sollte sie sich immer verstopfen und schweigen? Warum sollte sie sich stets beleidigen lassen und im Hintergrunde stehen. Sie mochten immerhin erfahren, daß sie auch lebte!

Immer fester umklammerten ihre Finger den Drücker und, bum — knallte die Pistole.

Ob die Apfelblüten abflogen, sah sie nicht. Darum kümmerte sie sich auch nicht. Sie lauschte nur. Und richtig — oben wurde ein Fenster geöffnet.

„Wer schiëst da?“ fragte Lindenberg mit barscher Stimme.

Sie sah ganz still und oben wurde es auch still. Er glaubte vielleicht, er hätte sich verhört.

Wenn sie nun auf das Fenster des Lusthauses schöß. Was er dann wohl tun würde? Natürlich käme er dann herunter.

Und was würde sie dann tun? Nun, kam Zeit, kam Rat.

Tony litt zuweilen an einem förmlichen Durst danach, Aufsehen zu erregen. Wenn sie davon befallen wurde, war sie zu allem möglichen fähig.

Sie steckte einen neuen Pfeil in die Pistole und zielte auf das Fenster des Lusthauses, welches sie deutlich blinzen sah. Das Ziel war nicht weit entfernt. Wenn sie es doch traf?

Bum! ein Klirren von Glas. Sie hatte getroffen.

Aus dem Fenster über ihr ertönte ein Kluch. Dann knarrte eine Tür.

Sollte sie ihr Fenster schließen und sich nichts merken lassen? Aber die Pfeile wurden ja gefunden, wenn nicht heut, so doch morgen. — Nun, was tat es? In der Nacht konnte sie ja die Pistole aus dem Fenster werfen, dann traf sie keine Verantwortung.

Sonst konnte sie ja auch sagen, sie hätte aus Scherz geschossen und aus Versehen das Fenster getroffen.

Jetzt wurde die Haustür geöffnet und sie sah noch immer am offenen Fenster. War sie denn ganz und gar verheert, daß sie sich nicht in Sicherheit brachte? Sie wußte selbst nicht, warum sie es nicht tat.

Erst als er um die Ecke des Hauses bog, bekam sie Angst. Jetzt wäre sie gern davon gelaufen, aber nun war es zu spät.

Lindenberg's spähernder Blick entdeckte sie sofort und mit wenigen Schritten war er unter ihrem Fenster.

„Wissen Sie, wer hier geschossen hat?“ fragte er.

Sie dachte nicht mehr daran, die Unwahrheit zu sagen. Alles, was sie an Mut und Trost besaß, stieg in ihr empor, als sie Auge in Auge ihrem Richter gegenüberstand.

Advertisement for Wilhelm Paulus, Markneukirchen i.S. No. 568, featuring musical instruments and a catalog.

Advertisement for Waffen aller Art, including telescopes and hunting weapons, with prices and contact information.

Large advertisement for Verschwunden (Disappeared) featuring Steckenpferd-Teerschwefel-Seife (Horse and Teasulfur Soap) by v. Bergmann & Co., Radebeul.

Advertisement for Betten und Federn (Beds and Mattresses) with detailed specifications and prices.

Advertisement for 10 neue, zweifelhafte Betten (10 new, doubtful beds) by Bittor & Co., Jena.

Advertisement for Sommersprossen (Summer freckles) treatment with Crème Any.

Advertisement for Umsonst 1 Fahrrad (Free bicycle) from Merkur Fahrrad-Industrie, Stettin.

Advertisement for Strickmaschinen (Knitting machines) with a price list and contact info.

Bei Bezug von Waren bitten wir höchst sich stets auf dies Blatt zu berufen.

„Das habe ich getan,“ entgegnete sie in gleichgültiger Tone, indem sie die Pistole hin und her schwang.

Er sah sie einen Augenblick an.
„Wie kamen Sie auf den Gedanken?“
„Ich fand es amüsant.“

Es war mit herausfordernder, munterer Miene geantwortet. Als er aber nicht gleich wußte, was er zu einer solchen Dreistigkeit sagen sollte, verschwand ihr forciertes Lächeln und ein Worststrom floß über ihre Lippen, der so überwältigend war, als hätte er lange kämpfen müssen, um sich Luft zu machen.

„Warum soll ich mich nicht auch amüsieren? Kann ich es nicht ebenso gut tun wie alle übrigen? Aber das findet man natürlich höchst überflüssig. Sie meinen wohl, einer so untergeordneten Person wie mir muß schon die große Ehre genügen, hier im Hause zu sein. Aber jetzt bin ich der ganzen Geschichte überdrüssig. Ich will lieber zu Hause sein... viel lieber will ich zu Hause sein. Ich reise morgen ab, morgen früh reise ich nach Hause. Ja, das tue ich, ganz gewiß!“

Während des ersten Teils der Rede war sie das stolze Weib, dem man ein Unrecht zugefügt hat, aber zum Schluß hielt sie die Hände vor die Augen und sprach in weinerlichem Tone wie ein Kind, welches getrostet sein will.

Lindenberg war gekommen, um ein Verhör abzuhalten, aber statt dessen wurde er selbst abgefanzelt. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, während er zugleich ein gewisses Mitleid für das einiame junge Mädchen empfand, welches sie vielleicht etwas zu sehr übersehen hatten.

„Finden Sie wirklich, daß wir alle so schlecht gegen Sie gewesen sind?“ fragte er, indem er den Arm auf das Fensterbrett legte.

„Ja,“ Hang es aus dem abgewandten Gesicht.

„Wer ist denn am schlimmsten?“

Er wollte sie zwingen, zu sagen, daß es Frau von Söten sei. Denn ihre Unfreundlichkeit war wahrcheinlich die Veranlassung von Tonys Mißstimmung.

„Ist es Helene?“ fragte er, als sie wieder schweig.

„Nein!“
„Bin ich es?“

Sie lästerte ein wenig die Hand, welche ihr Gesicht bedeckte, und ein blitzschneller Blick traf ihn. Ihre Wangen wurden runder und die Mundwinkel tiefer. Er war sicher, daß sie lächelte, obgleich er es nicht genau sehen konnte. Er fand es besonders hübsch an ihr, daß sie, wenn sie traurig oder gedankenvoll war, plötzlich ohne die geringste Vorbereitung in munteres Lachen ausbrechen konnte.

„Nein,“ sagte sie dann.
„Nein, wirklich nicht?“

„Zuerst fand ich Sie ja ungeheuer reserviert, aber später...“ Ich weiß auch nicht, wie es kommt, aber vor Ihnen bin ich nicht mehr bange.“

Sie blickte ihn mit den Augen an, die vor Redheit und Schelmerei blitzten.

Nein, man konnte wirklich nicht sagen, daß sie bange war. Sie war ein frisches, mutiges Mädchen. Es war wirklich ganz nett, zur Abwechslung mal mit einer solchen jungen Dame zu verkehren. Menschen, die sich ihm fügten und die vor ihm frohen, hatte er genug zum täglichen Gebrauch, von seiner Frau an bis zu dem letzten Kaufburschen auf dem Eisenwerke. Er fand die Situation geradezu vergnüglich.

„Nein, wirklich,“ sagte er. „Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Furcht einflößen könnte, wenn ich wollte?“

„Versuchen Sie es!“
„Wissen Sie, was ich jetzt tun werde?“
„Nein.“

„Ich werde in mein Zimmer gehen und an Ihren Bräutigam schreiben. In meinem Briefe werde ich ihm ganz genau schildern, wie Sie sind, was Sie für Streiche machen, daß Sie das Haus mitten in der Nacht in Aufruhr bringen und...“

„Ja, aber...“

Jugend

verleiht ein zart, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisch Aussehen, weiße, sammetweich Haut u. ein blendend schön. Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Liliennmilch - Seife** v. Bergmann & Co., Radebeul., a. St. 50 Pfg. Aberz. hab.

„Und daß Sie meine Fensterscheiben entzwei schießen...“

„Nein, das schreiben Sie nicht...“

„Und daß Sie uns beschuldigen, unangenehm gegen Sie zu sein...“

„Ja, aber...“

„Und dann will ich ihm schreiben, daß er herkommen und Sie wieder zur Vernunft bringen soll, weil wir nicht mehr mit Ihnen auskommen können.“

„O, Herr Lindenberg, denken Sie nicht...“

„Es ist wohl am besten, daß er am nächsten Donnerstag kommt. Das ist ja der Tag, an welchem die Gesellschaft bei Söten's ist, nicht wahr?“

Tony sah nachdenklich da und spielte mit der Pistole. Sie fing an, seine Absicht zu verstehen.

„Es ist wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Lindenberg, daß Sie sich um mich kümmern und mir etwas Vergnügen verschaffen wollen,“ sagte sie, ohne aufzusehen und ohne dankbaren Klang der Stimme, „aber...“

„Ich sollte Ihnen ein Vergnügen bereiten wollen?“ Finden Sie, daß Sie ein Vergnügen verdienen als Belohnung für meine zerschossene Fensterscheibe? Nein, Fräulein Tony, bilden Sie sich nichts ein. Ich dachte nur an mich selbst. Dann hätten wir einen so guten Grund, bei Söten's ab-

zusagen. Helene und ich haben beide keine Lust, nach Nothenau zu fahren. Es sind so schrecklich langweilige Menschen, die dort eingeladen sind.“

Tony legte sich auf das Fensterbrett, so daß ihr Gesicht dem seinigen ganz nahe kam.

„Wollen Sie wirklich nicht zu der Gesellschaft?“ rief sie.

„Nein, ich glaube es nicht.“

„O Gott, wie wird sie sich ärgern! O, mein Gott, wie wird sie böse sein! O, wie lustig wird das sein!“

Sie sprang auf und tanzte unter Klatschklatschen in der Stube umher. Dann legte sie sich wieder aus dem Fenster hinaus.

„Ach, ich möchte in einer Ecke stehen und sie sehen, wenn Ihre Abjage kommt,“ sagte sie mit strahlenden Augen.

Er reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Fräulein Tony. Schlafen Sie wohl!“

„Ich will nicht schlafen. Ich bin viel zu froh!“

Als er um die Ecke des Hauses ging, wandte er den Kopf um. Da lag sie noch im Fenster, das Gesicht in den Händen. Ihre weißen, entblößten Arme leuchteten durch die dämmerige Ziminacht. Er konnte ihre Züge nicht mehr unterscheiden, aber er meinte sie noch lächeln zu sehen. Sie war gleichsam von einem Glanze der Freude und des Triumphes umgeben. Diese Freude hatte aber jedenfalls nichts mit der Liebe zu ihrem Verlobten zu tun. Dazu war sie bei der Aussicht auf seinen Besuch zu gleichgültig gewesen.

Ob sie Lönnroth wohl liebte?

Dieser Gedanke beschäftigte Lindenberg, als er in sein Zimmer zurückkehrte und sich zur Ruhe begab. (Fortsetzung folgt.)

Beiteres.

Moderne Kinder. „Wie gefällt Dir denn Deine neue Mama, Eske?“ — „Ganz gut — aber da gehörte jetzt auch ein neuer Papa dazu.“ (Bl. Bl.)

Puffkuchen. „Haben Sie schon von dem fabelhaften Melod unterm neuesten Aeroplans gehört?“ — „Nein, da bin ich aber wirklich geblümt.“ — „Ach, wissen Sie, der flog so hoch, daß er in die Milchstraße kam, und denken Sie sich, da fingen die Propeller an zu buttern!“ (Ill.)

Verlehrte Welt. Hausfrau (als ihr die Köchin den Stoff zeigt, den sie sich zu einem Kleide gekauft hat): „Das ist unverschämt!... Ich mußte für den gleichen Stoff eine Mark mehr bezahlen!“ — Köchin: „Ja, ich zahlte auch bar!“ (Lust. Bl.)

Rästel-Ecke.

Rästel.

Auf Händen trägt mich jedermann,
Mit Füßen tritt mich, wer es kann.
Und wer mich trägt in seinem Kopf,
Den hält die Welt für einen Tropf;
Doch wer mich trift, so wie er muß,
Den nennt man einen Rüssel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rästels aus voriger Nummer:
1. Dornentone. — 2. Müdel.

Nur die echte Dr. Schöpfer's
Kienfong-Essenz
(Destillat.) a. Dtz. M. 2.50 (bei 30 Fl.
M. 6 kostenfrei). Chemische Fabrik
G. Reibel, Abt. II, Berlin S. 37.

Tausende Raucher empfehlen

meinen garantiert
schwermetallfreien, deshalb sehr
bedenklichen und gelin-
den Sabot 1 Sabot's
Weißer am 10. und 9. Mund
meines berühmten Forster-
tabak für 4,50 M. fr. 9. 9. 9.
Wasserentabak und Weisse
sollen gutkommen 9. 9. 9. 9.
9. 9. 9. 9. 9. 9. 9. 9. 9. 9.
Weisse 6.50 M. fr. 9. 9. 9.
dott. Kanaker und Weisse
7.50 M. fr. 9. 9. 9. 9. 9. 9.
früher Kanaker mit Weisse
sollen fr. 10 M. gegen 9. 9. 9.
nahme, bitte anzugeben, ob oben-
liegende Weisse begehrt oder
eine reichliche Polypolie über
eine lange Weisse erwünscht.
**E. Köller, Bruchsal
Fabrik. Woltraf.**

Brennabor

zeichnet sich durch Schnellig-
keit, Zuverlässigkeit und
schnelles Aussehen vor allen
anderen Fahrradmarken aus.



Die Güte des verwendeten Materials ist unübertroffen.
Jll. Preisverzeichnis kostenlos. Vertreter überall.

Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.

Das neue Bett.

Schlafen rot, dicht Daunendecke, große 1/2 schlüssige Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 17 Pfund Goldbäumen, weil teils keine Federbetten, das Gebett Mf. 30.—, das selbe Bett mit Daunendecke Mf. 35.—, Feinestes herrschaftliches Daunendeck Mf. 40.—, Zweckmäßigkeit jedes Bett Mf. 5.—, mehr. Nicht gefaltend Geld zurück. Katalog von Betten, Kissen und Ausstattungen frei. 200 Daunspinnerei.

Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Prospekt frei. Garantie
Zurücknahme.



**Franko-
Lieferung**

Auch mit ohne Spiritusheizung
Solid gearb. sind meine Wannen. Preis
von 15 Mk. an. Tausendfach bewährt.
Geeignet für Halb-, Voll- u. Sitzbäder, so-
wie Dampfschwitzbäder. Glanzzeug.
Bernh. Hähner, Chemnitz Nr. 533
Vertreter überall gesucht.

**Ewig Jung führt
sich, wer regelmäßig
Weber's Tee**



Maße „Doppelkopfr-
brinkit“ Karton 1 Mark
In Apoth. u. Dro. zu haben.
Von 3 Mark an franko,
Adolph Weber, Tee-Fabrik
Dresden-Radebeul No. 50.

F. Kanarien Edelroller
belgischer, murentische Säug. v.
8-90% Südtropen 2-3% Car.
lieb. Antif. Blagm., gewiss. Bedien.
Preis: grat. Ruchst 603 Briefm.
Gg. Brühl, Südtropenbr. 27

Die Firma **Emil Komann,**
Oberlausitzer Kleiderfabrik
und Versandgeschäft
Selbnersdorf i. Sa. 280
isort das Beste zu billigsten Preisen.

Loden - Pelermnen
von 4,50 M. bis 27,40 M.,
Gummil-Mäntel, Fanta-
sio-Westen, Stoffanzüge,
garant. echt schwarze
Loderacht-, Fricco- und
Drell-Hosen usw., Tiger-
decken 2,00 M., Eskimo-
decken, weiß, 2,70 M.,
Kamelhaardecken imit.
2,45 M., Riter - Woll-
decken, braun, 3,50 M.,
Engel-, Trompeter-,
Schwanenritter- u. Tag-
des Herrn-Decken 3,85 M.
4 Decken franko Nachnahme. Verlangen
Sie Preisliste, Vertretung sehr lohnend.
Ungezählte Anerkennungen und Nach-
Bestellungen. Vertragsallos. v. Vereinen.



Nach wie vor werden
Abfälle zu dauerhaften Stoffen ver-
arbeitet. Wäiter zu Diensten.
Wilhelm Reckel, Göttingen 67.

